

müssen sein wie unsichtbare Tinte. Bleibt unauffällig, bis wir wieder in Erscheinung treten und uns zeigen können, wie wir sind.«

Ich befolgte seinen Rat während der Jahre von 1933 bis 1937, die ich noch in Deutschland unter der Nazi-Herrschaft erlebte. Ja, selbst noch, nachdem ich in die USA gekommen war, das Land der Freiheit, konnte ich mich nicht davon lösen. Wenn man erst einmal eine Tarnkappe aufgesetzt hat, ist es schwierig, sie wieder abzunehmen. Das gelingt nur schrittweise. Einige wichtige Schritte sind mir in Erinnerung geblieben. Zum ersten Mal konnte ich die Tarnkappe einen Tag nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten etwas lüften: Als wir auf der Bahnfahrt von New York nach St. Louis in Chicago umsteigen mussten, bummelten wir in der Wartezeit kurz durch die Stadt. Dabei kam ich zum Maxwell Market. Das war eine Art Flohmarkt, auf dem sich hauptsächlich jüdische Händler im Kaftan tummelten. Ihre freie und lockere Art, begleitet von gutmütigem, lautem Lachen, ließ mich zum ersten Mal ahnen, was das amerikanische Versprechen »Freiheit für alle« bedeutete. Noch ein Stück weiter konnte ich meine Tarnkappe während meiner Jahre an der Soldan High School in St. Louis absetzen. Da nahm mich einmal mein Sozialkundelehrer, »Doc« Bender, ein feinfühliges frommes Jüde, kurz beiseite: »Ich freue mich, dass du über meine Scherze lächelst. Aber du darfst ruhig laut lachen, wie der Rest der Klasse auch.« Das merkte ich mir gut.

Langsam änderte ich mich, doch mir war bewusst, dass ich ein Stück weit immer noch etwas vortäuschte oder spielte, wenn ich mich als aufgeschlossener Teenager gab. Aber eine Woche vor meinem Abschluss an der Highschool im Juni 1939 wurde ich weit selbstbewusster. Ich konnte nicht zum Abschlussball gehen, weil ich an jenem Abend als Abräumkellner im Chase Hotel arbeiten musste. Der Ball fand ebenfalls im Chase Hotel statt, in einem der Säle direkt neben »meinem« Fiesta Grill. Ich brachte tatsächlich die Frechheit, Unverfrorenheit, Chuzpe auf, in Hilfskellner-Uniform in den Ballsaal

zu marschieren. Das war mindestens so auffällig, als wäre ich im Sportleibchen meiner Highschool erschienen.

Meine Jahre in der Armee und als Hochschullehrer taten ihr Übriges. Sowohl ein Feldwebeldienstgrad als auch ein Dozent, der Erstsemester unterrichtet, sollte besser lebenszugewandt und durchsetzungsfähig sein. Und so verschwanden an mir die letzten Spuren »unsichtbarer Tinte«, die mein Vater mir als Überlebensmaxime eingebläut hatte. Oder doch nicht?

Nein: Der letzte Schritt war, dieses Buch zu schreiben. Ich neige zur Zurückhaltung, aber wenn man eine Autobiographie schreibt, kann man sich schlecht verbergen. Daher ist es in Ordnung, wenn ich mich auf den folgenden Seiten nicht an diese Ermahnung halte. Und ich hoffe inständig, dass kommende Generationen nicht unter einer Tyrannei leben müssen, die es erforderlich macht, wie unsichtbare Tinte zu sein.

Wenn ich mich aber selbst von den letzten Spuren dieser unsichtbaren Tinte dadurch befreien konnte, dass ich meine Lebenserinnerungen in englischer Sprache aufschrieb, dann erscheint es mir auch angemessen, die deutsche Übersetzung dieser Memoiren unter einem anderen Titel folgen zu lassen: »Wir sind nur noch wenige. Erinnerungen eines hundertjährigen Ritchie Boys«. Als ich 1943 mit Kameraden in Camp Ritchie, Maryland, auf einen Kriegseinsatz in Europa vorbereitet wurde, hätte ich mir nicht träumen lassen, dass wir »Ritchie Boys« so viele Jahrzehnte später einige Berühmtheit erlangen sollten. Dass erst spät über uns gesprochen wurde, lag auch an unserer Schweigepflicht über den Einsatz, an die wir nun nicht mehr gebunden sind. Meines Wissens gibt es von den ursprünglich etwa 15 000 Ritchie Boys (es waren kaum Frauen dabei) nicht einmal mehr 200. Wir sind in der Tat also nur noch wenige. Umso größer erschien mir die Verpflichtung, als einer der letzten Veteranen der Truppe Zeugnis abzulegen über ein außergewöhnlich langes, ereignisreiches Leben. Nach dem Krieg

wurde ich Hochschullehrer und bewegte mich auf dem Campus so mancher amerikanischen und deutschen Universität. Als Germanist machte ich die Pflege der Exilliteratur zu meinem Herzensanliegen. Im Krieg wie im Frieden ließ Deutschland mich nicht los, auch nicht als amerikanischen Staatsbürger. Und ich hoffe, in meinem langen Leben zu einem Vermittler und Versöhner zwischen beiden Völkern geworden zu sein.

Kapitel 1

Ein beinahe idyllischer Anfang

Im frühen zwanzigsten Jahrhundert galt die Entfernung, die die Heimatstädte meiner Eltern trennte – etwa 250 Kilometer –, als gewaltig. Die Orte lagen in einer ländlichen Umgebung, und der Weg zwischen ihnen war beschwerlich. Es überrascht mich selbst heute noch, wenn sich im Laufe eines Gesprächs, ob in den USA oder Deutschland, Erkennen in den Zügen meines Gegenübers spiegelt, wenn ich die Ortsnamen Vlotho in Westfalen oder Ulrichstein in Hessen erwähne. Vlotho, der Geburtsort meiner Mutter, breitet sich entlang der Weser aus. Nur eine Straßen- und eine Eisenbahnbrücke überspannten den Fluss; das ist immer noch so. Und Ulrichstein konnte sich, wie heute, der Tatsache rühmen, dass es »Hessens höchstgelegene Stadt« und sein Naturpark Hoher Vogelsberg eine »Grüne Lunge« sei.

Und doch trafen sich mein Vater und meine Mutter trotz Entfernung und Unzugänglichkeit, sonst hätte diese Chronik nicht das Licht der Welt erblickt. Ich könnte weder berichten, dass ich mit 14 die Weser durchschwommen, noch, dass ich den Vogelsberg erklommen habe, getrieben von väterlichem Ehrgeiz bezüglich meiner körperlichen Entwicklung.

Wie trafen sich denn Hedwig Silberberg, Tochter eines erfolgreichen Kaufmanns aus Vlotho, und Julius Stern, Sohn des Besitzers eines kleinstädtischen Bekleidungsgeschäfts? Mein Vater wurde von seinem älteren Bruder Hermann großgezogen, nachdem ihr Vater starb, als Julius erst zehn Jahre alt war. Zunächst besuchte er Klassen in der Dorfschule, ergänzt durch jüdischen Unterricht in einem Wohnhaus von 1849, gleich neben einem anderen Gebäude, damals und heute kurzerhand »Das Judenbad« genannt.

Papa wechselte später für zwei Jahre auf eine Oberschule in einer etwas größeren Stadt, zeigte aber wenig Neigung dafür. Die